

# Büchertisch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **16 (1960)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von ss mit lateinischen lettern anstatt des deutschen ß (nach langem vokal). Hier ein heiterer satz zu dem entsetzlichen verstoß: „Die Schönheitskönigin entzückte mit ihren wunderbaren *Massen* alle Anwesenden. — Alles Folgen der Verarmung unserer Schrift durch die Lateinlettern!“ — Wir möchten doch bitten, in diesen dingen mass (maass) zu wahren. Das mehr blöde als heitere beispiel zeigt immerhin eines: 67 buchstaben entsprechen genau den deutschen, 1 s steht für z;  $\frac{1}{68} = 14\%$  machen die „folgen der verarmung“ aus. Ist das so entsetzlich? Wäre es im übrigen nicht sachlich richtiger, den fehler dort zu sehen, wo er ist: das lange a beim s zu bezeichnen statt beim a selber, durch verdoppelung?!

24.2.60. „Le Jura libre“, Delsberg. B.: „Abus et disputes.“ Großes händeverwerfen, weil es nun amtlich bloß *St. Petersinsel* heißt und nicht mehr auch Ile Saint-Pierre. Dabei ist hinsichtlich der sprachgrenze der fall so eindeutig wie möglich: am linken seeufer befindet sich am nächsten Ligerz, am rechten ufer Täuffelen; die insel selber ist bei niederwasser durch den Heidweg verbunden mit Erlach — alle durch und durch und sogar amtlich deutschsprachige ortschaften. Welsche bezeichnung wegen des aufenthaltes von J. J. Rousseau? Was ändert das an der geographie? Der Jura sei weiterhin der ort eines kämpferischen und unbeugsamen widerstandes. Was hat die Petersinsel mit dem zu recht welschen Jura zu schaffen?

26.2.60. Das „Feuille d’Avis de Neuchâtel“ beklagt sich darüber, daß am postschalter von Neuenburg die broschiierte ausgabe von je 10 postkarten mit deutschsprachigen inseraten verkauft werde. Die gefahr der *sprach-, „confusion ... ne cesse d’augmenter“*. — Wir schließen uns dieser klage an. Die eidgenössische verwaltung sollte in jedem fall beispielgebend sein und aufs peinlichste die rechte jeder landessprache auf ihrem überlieferten gebiete bewahren helfen.

4.3.60. „Nouvelliste valaisan“, St. Maurice. C. Bodinier: Politique fédérale; Des libertés constitutionnelles dépassées. Sorgen wegen der *verdeutschung* des Tessins, des Juras, der kantone Neuenburg und Waadt (vom „sonderfall“ Bern steht nichts). „Tant que la liberté d’établissement restera inscrite dans la constitution sans possibilité d’accommodements, les cantons seront dans l’incapacité absolue de sauver leur intégrité ethnique et linguistique.“ — Sachlich möchte ich dem verfasser durchaus zustimmen. Es wird höchste zeit, daß die niederlassungsfreiheit mit sprachlichem anpassungszwang für *alle* verbunden wird, und das setzt eine amtliche bestimmung der sprachgrenzen für *alle* voraus.

DZ

## Büchertisch

„**Rundfunk und Sprache**“, Sonderheft der „Muttersprache; Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache“ (Februar/März 1960), 64 S., Heliand-Verlag, Lüneburg.

Dem Verhältnis des Radios zur Sprache und zur Sprachpflege, das ja auch bei uns immer wieder zu reden gibt, widmet die westdeutsche Schwesterzeitschrift ein reichbefruchtetes Heft, das einen besonderen Hinweis verdient und uns zudem willkommenen Anlaß gibt, hier wieder einmal ausdrücklich auf sie hinzuweisen. Die grundsätzlichen Fragen um Rundfunk und Sprache stellen sich ja bei uns nicht viel anders, so daß die Erörterungen auch uns klärend und anregend manches zu sagen haben. Zusammenstellungen anderswo erschienener

Aufsätze sind dem, der sich noch weiter mit dem Thema befassen will, willkommene Hilfe. Verschiedene Teilgebiete des Radioprogramms — Nachrichten, Hörspiel, Schulfunk — werden nach dem Sprachstil, welchen sie fordern, untersucht. Andere Aufsätze befassen sich mit Sprachfragen, die nicht nur den Rundfunk angehen; wir erwähnen nur eine Warnung davor, das schöne Mittel der Wortzusammensetzung zum Ballen allzu schwerfälliger Wortungestüme zu mißbrauchen, oder den fesselnden Versuch, die Sprache als Fieberthermometer des modernen Lebens zu benutzen.

Im Mittelpunkt stehen jene Äußerungen, die die besonderen Wirkungen des Radios auf das Sprachleben der Gegenwart zu umreißen versuchen, um daraus die Verantwortung und die Aufgaben gegenüber der Muttersprache abzuleiten. Mit Recht wird betont, daß „erst wenn der Rundfunk zuverlässig weiß, was er für den Sprachwandel leistet“, er „seine sprachbildenden Möglichkeiten nutzen“ kann. Drei Aufgaben, so lesen wir weiter, sind ihm vorgezeichnet; der Weg ist nicht einfach. „Kann der Rundfunk erreichen, daß seine gesprochenen Sendungen berechtigter Kritik in sprachlicher und sprecherischer Hinsicht standhalten, dann ist ein erster, entscheidender Schritt getan. Schaltet er sich selbst kritisch, pflegerisch und schöpferisch in die Sprachentwicklung ein, philologisch von Kundigen beraten und phonetisch die Führung übernehmend, so ist die zweite Stufe erklimmt. Gelingt es ihm, das allgemeine Interesse an der Sprache bei seinen Hörern zu beleben und mit ihnen in einen fruchtbaren Meinungs-austausch einzutreten, dann hat er seine dritte Aufgabe erfüllt.“

Die Schwierigkeiten und Hindernisse, die vor diesen schönen Zeilen liegen, werden ausgiebig erörtert. Daß die Frage der Aussprache — reine „Hochsprache“ nach Siebs oder Annäherung an den volkstümlichen Sprachgebrauch mindestens in Süddeutschland auch immer wieder zu reden gibt und sogar „die Volksseele zum Kochen bringen“ kann, sei zum Schluß noch angemerkt.

km

**Adolf Fux, Lachendes Wallis, Land und Volk in heiterer Schau, Verlag Friedrich Reinhardt AG, Basel, 178 S., Leinen 9,00 Fr.**

Der Titel des neuesten Buches von Adolf Fux erinnert an Karl Spittlers „Lachende Wahrheiten“. Beide sind Sammlungen kurzer Stücke, Betrachtungen und Erzählungen. Im Wesentlichen aber sind sie grundverschieden. Spittlers „Wahrheiten“ behandeln mit messerscharfem Verstand geistige Dinge, Fuxens „Wallis“ konterfeit in Geschichten, Legenden und Anekdoten Land und Volk, wie es am Rotten leibt und lebt. Und vor allem: Im „Wallis“ wird wirklich gelacht, der Schalk blitzt dem Verfasser (auch in Wirklichkeit) und seinen Gestalten — und dem Leser! — ständig aus den Augen; während es in den ziemlich bissigen „Wahrheiten“ zu einem sauren Lächeln reicht.

In einer Besprechung, die im „Sprachspiegel“ erscheint, geziemt es sich, vor allem auf das Sprachliche einzugehen. Fuxens Sprache ist ungekünstelt, einfach und klar. Chüstiges Ruchbrot, keine Leckereien! Nicht von ungefähr klagt der sprachbegabte Mühlstein, daß das Weizenbrot vom Pfister (Bäcker) und vom Konsum das selbstgebackene, gesunde Roggenbrot verdrängt habe. Derselbe Gegensatz zwischen bewährtem Altem und krankem Neumodischem scheint in der Geschichte vom jodelnden Bauernbuben Hans auf, aus dem eine Attraktion für Fremde und ein Jonny wird. Gottfried Kellers „John Kabys“! Aber unser Jonny bekommt zum Schluß das wandernde Lakaiendasein satt, und er will wieder „als Hans arbeiten und ganz nach Belieben jodeln“. In den walliserdeutschen „Sprachmüsterchen“ zeugen trübe Sprichwörter von alter Volksweisheit: „Wa's äbund geiht, ist güet Füehrma si“ (wo es eben geht, ist gut Fuhrmann sein).

Daß Fux aber nicht am Alten kleben bleibt, zeigt er wiederum im Sprachlichen, indem er — Amtszöpfen zum Trotz — Wörter wie „Kompanie“ und „Telefon“ in dieser laut- und volksgerechten Form schreibt. Selbstverständlich heißen Conthey, Martigny und Sion bei ihm Gundis, Martinach und Sitten.

Deutschwalliser Leben ist nicht zuletzt dadurch geprägt, daß es in ständiger Auseinandersetzung mit dem Welschtum des Unterwallis steht. So zucken in den Begebenheiten, die uns Fux berichtet, auch immer wieder sprachpolitische Blitzlichter auf. Doch findet sich hiebei von Gehässigkeit keine Spur; vielmehr sind auch diese Dinge mit Humor verklärt, wie die in diesem Hefte abgedruckte Gespenstergeschichte zeigt, mit der Fux seine heitere Schau beschließt (Seite 109).

„Lachendes Wallis“ ist ein wahrhaft erquickendes Buch. Diese kurzen Geschichten sind die gesündesten Bettmümpfeli für das nach der Tagesarbeit Erholung suchende Gemüt.

A. H.

## Dies und das

### 40 Jahre Deutsche Burse in Marburg

In Marburg an der Lahn feiert heuer eine Einrichtung ihr 40jähriges Bestehen, deren Zweck es rechtfertigt, daß das Jubiläum auch in diesen Spalten vermerkt wird. Die Deutsche Burse ist nicht nur — wie es ihr trauter, dem mittelalterlichen Sprachgebrauch entlehnter Name (aus den Bursenbewohnern wurden unsere „Burschen“!) glauben lassen könnte — ein Wohnheim für Studenten, sondern gleichzeitig eine wissenschaftliche Arbeitsstätte (Institut für Volkswissenschaft). In dieser Verbindung besteht ihre Eigenart. Im Haus auf dem Rotenberg leben deutschsprachige Studenten aus allen Ländern mit einigen Dozenten zusammen und bilden eine fröhliche Gemeinschaft, die sich nach dem Vorbild der Colleges von Oxford und Cambridge weitgehend selbst verwaltet. Sie widmen sich neben ihrem Fachstudium an der Philipps-Universität in Marburg einem Studium Generale, das die Völker- und Minderheitensoziologie zum Inhalt hat. Außer den Grenzzonen des deutschen Sprachraums im Norden, Westen und Süden gelten die Bemühungen auch dem sowjetischen System und seinen Auswirkungen auf Europa sowie den Entwicklungen in Asien und Afrika. Junge Menschen deutscher Zunge aus allen Gauen der Bonner Bundesrepublik, Schleswiger, Rheinländer, Baiern, aus Österreich, Südtirol und aus Übersee weiten dabei ihren Blick über die engere Heimat hinaus und lernen einander näher kennen. (Ein angehender Filologe hat da die ganze Karte der deutschen Mundarten lebendig beisammen!)

Die Burse ist zwar vor 40 Jahren gegründet worden, doch hat ihre Tätigkeit einen langen Unterbruch erlitten. Sie war dem nationalsozialistischen Staat, dem Volkstum und Sprache nicht als eigenständige Werte, sondern nur als Mittel zu Machtzwecken galten, ein Dorn im Auge, und so schloß er sie im Jahre 1937 und entfernte den verdienten Gründer und Leiter, Prof. Dr. Joh. W. Mannhardt, aus ihr. Erst 1952 konnte das Institut (eine private Anstalt) wieder eröffnet werden.

Verwunderlicherweise hat bis jetzt noch nie ein Schweizer den Weg in die Burse gefunden; man wußte wohl hiezulande zu wenig von ihr. Gerade deutschschweizerische Jugendakademiker als Angehörige eines mehrsprachigen Landes könnten aber in der Gemeinschaft dieses Hauses großen geistigen Gewinn er-